

Frau Bankier Hartwig.

Criminal-Roman von Friedrich Thieme.

(18. Fortsetzung.)

Wir nahmen uns keine Zeit zu längeren Auseinandersetzungen. Jeden Augenblick konnten die Richter zurückkommen, und war das Urtheil einmal gegeben, so war es zu spät, uns blieb dann nur der langwierige Weg der Appellation mit seinen Schwierigkeiten, Verzögerungen und Aufregungen. Wie ein Trunkener beneigte ich mich nach der Thür des Verhandlungszimmers, um den dort stehenden Gerichtsbüchener mit meiner Volkshat hineinzuführen; ein Seitenblick auf Michaela zeigte mir sie in angelaglicher Unterredung mit ihrem Anwalt begriffen; sein ironisches Köcheln war verschwunden, er blickte ernstlich die Lippen aufeinander, seine Hände vibrierten, seine Augen blitzten.

Wäre Doctor Böhring an meiner Stelle gewesen, so hätte er mir wohl kaum einen ironischen Blick erspart; ich hielt aus Rücksicht auf mich selbst, nicht auf ihn, meine Freude zurück und wandte mich ohne Verzug mit meinem Anfinnen an den Gerichtsbüchener, der sofort eilte, meinen Auftrag auszuführen. Der Vorsitzende trat sofort zu mir heraus; in fliegenden Worten setzte ich ihn von der eingetretenen Veränderung der Situation in Kenntniß.

Und Sie meinen, Doctor Rainz wisse wirklich Thatsachen zu berichten, welche die gesammelten Feststellungen des Processes über den Raufen werfen würden?

„Zweifelslos — nach einigen Andeutungen, die er fallen ließ.“

„So muß die Verhandlung noch einmal eröffnet werden.“

„Gewiß, es wird weiter nichts übrig bleiben.“

Als ich mich umwandte, um meinen Platz wieder einzunehmen, war Michaela verschwunden. Die Unglückliche, die Märtyrerin hatte es vorgezogen, sich zu entfernen. Ihr Vertreter war allein zurückgeblieben, in heller Wuth, wie es mir vorkam, wie Flüchte insgeheim hallend und die Lippen zusammenbeißen.

Das Auditorium verharrete in geräuschvollem Stillstehen; man ahnte, daß irgend ein unerwarteter Zwischenfall eingetreten sei, aber zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, welcher Art er wohl sein könne. Michaela's hafliche Entfernung trug noch mehr dazu bei, die Gemüther zu beunruhigen. Als im selben Augenblick die drei Richter in sichtbarer Hast zurücktraten, erwartete man mit fieberhaftem Interesse die Aufklärung.

Der Vorsitzende suchte mit seinem ersten Blick die Beflagte, seine Mienen erweckten sich, als er sie verschwunden sah. Er mochte darin eine schlechte Verbeugung für eine Sache erblicken, in der er zu ihren Gunsten Recht zu sprechen eben noch im Begriff gewesen.

Sofort nahm er zu seiner Erklärung das Wort: „Auf Antrag des Herrn Justizraths Doctor Weber treten wir nochmals in die Verhandlung und zwar in die Vernehmung ein. Haben Sie einen Gegenantrag zu stellen, Herr Rechtsanwalt?“

Doctor Böhring verneinte, er wußte, daß er damit doch nicht durchbringen würde.

„Hat die Beflagte selbst etwas zu erwidern?“ fuhr der Director, sich anstellend, als habe er ihr Verschwinden nicht bemerkt, in geschäftsmäßigem Ton fort.

Doctor Böhring deutete achselzuckend auf Michaela's leeren Stuhl.

„Sollen wir einen Augenblick warten, bis die Dame zurückkehrt?“

„Bedauere, sie wird nicht zurückkommen. Frau Hartwig sah sich infolge plötzlichen Unwohlseins gezwungen, sich zurückzuziehen.“

„Vermuthlich ein Unwohlsein, das erst außerhalb Deutschlands turirt werden kann.“ flüsterte mir der neben mir stehende Doctor Rainz zu.

Der Vorsitzende sprach weiter: „So verhandeln wir ohne die Beflagte. Ein lästiger erwarteter Zeuge ist zurückgekehrt, Herr Schriftsteller Doctor Rainz — darf ich bitten, Herr Doctor?“

Doctor Rainz poßierte sich vor dem Gerichtstisch.

„Nicht um mich allein handelt es sich.“ sagte er bedeutungsvoll, „sondern um diese Dame — eine weitere Zeugin, die ich aus Russland mitgebracht und die Mittheilungen von großer Tragweite zu machen weiß.“

„Diese Dame — wer ist sie?“

„Frau Sophia Wastloff.“

Der Vorsitzende schaute überrascht auf. „Also jene Fremde aus Petersburg, die auf Betreiben Gembalstky's hier verhaftet und ausgewiesen wurde?“

„Dieselbe.“

„Wir sind bereit, die Aussagen der beiden Zeugen zu hören.“

alles das Gravirende, was der Doctor zu entdecken habe, nicht in die große Oeffentlichkeit bringe — sowohl um seiner als um Michaela's willen, der er auch jetzt noch so viel Schonung, als nur immer in seiner Macht liege, angedeihen zu lassen wünsche. Das Publicum, sagte er, sei durch den Proceß abnehmend in alle Geheimnisse seiner Hauslichkeit eingeweiht worden; die gegenwärtigen Enthüllungen aber seien von der Art, mit jener freudhaften Person auch zugleich seinen und der Seinigen Namen mit Schmach zu bedecken. Was ich thun kann, um dieses Graebniß abzumenden,“ erklärte ich ihm, „will ich thun.“ worauf ich mit dem Vertreter der Staatsanwaltschaft leise Rücksprache nahm. Das Resultat derselben bestand in seinem Antrag. Ich schloß mich sofort demselben an. Das Gleiche that Doctor Böhring, der nun kein Interesse mehr an der öffentlichen Behandlung des Falles nahm, sondern im Gegentheil der Zuhörerschaft das Fiasco seiner Klienten möglichst zu verbergen strebte.

Diesmal brachen geradezu Hornesfundebungen im Auditorium aus — doch was half alles Murren und Protestiren? Der Zuhörerraum mußte wiederum geräumt werden. Hofrath Höcherl erhielt darauf das Wort, um den Antrag zu begründen.

„Wie mir der Herr Justizrath mitgetheilt,“ erwiderte er auf die Frage des Vorsitzenden, „tragen die Auskünfte über jenen Gembalst, welche mir aus dem Munde der plötzlich erschienenen Zeugen vernommen werden, zum Theil einen politischen Character, ich möchte daher den Gerichtshof bitten, dem anzuordnenden Ausschuss der Oeffentlichkeit in diesem Fall die strengste mögliche Form zu verleihe.“

So geschah es in der That, selbst die Berichterstattung mußte weichen.

Doctor Rainz trat sodann von neuem vor.

Nach Feststellung der Persönlichkeit und Abnahme des Zeugeneides fragte Director von Schreiber:

„Sie waren in der Angelegenheit des Processes in Russland, Herr Doctor?“

„So ist es.“

„Und sind erst heute zurückgekehrt?“

„Erst heute Mittag um 1 Uhr. Aus den unterwegs gelesenen Zeitungen kannte ich bereits den Verlauf des Processes — so fuhr ich vom Bahnhof aus mit meiner Begleiterin sofort zu meinem Freund, um mit ihm Rücksprache zu nehmen; er führte uns unverzüglich nach dem Gerichtsgebäude.“

„Sie kamen im letzten Moment — eine halbe Stunde später wäre alles entschieden.“

„Besser im letzten Augenblick als gar nicht.“

„Allerdings — aber warum haben Sie kein Lebenszeichen von sich gegeben? Kennen Sie nicht wenigstens von irgend einer Station aus depeßirten?“

Der Doctor legte seine Stirn in bedenkliche Falten.

„Ich konnte nicht nur, ich that es auch. Ich gab in Warschau ein Telegramm auf, worin ich meine bevorstehende Rückkunft und die Ueberbringung hochwichtiger Neuigkeiten meldete. Schon vom Commissionärth Herrtwig habe ich zu meinem Erlaunen erfahren, daß mein Telegramm nicht angekommen ist.“

„Allerdings nicht — war vielleicht der Bote unzuverlässig?“

„Ich habe es selbst aufgegeben.“

„Das ist sonderbar.“

„Ich kann nur annehmen, daß der betreffende Telegraphenbeamte an dem einigermaßen geheimnißvollen Inhalt Anstoß genommen und die Beförderung des Telegramms unterlassen hat.“

„Wohl möglich — nun, die Hauptsache ist, daß Sie trotz alledem noch rechtzeitig vor uns stehen — bitte, wollen Sie uns Ihren Bericht erstatten?“

Doctor Rainz, dessen blasse, eingefallene Wangen die hinter ihm liegenden Strapazen verriethen, begann ohne weitere Einleitung seinen Bericht:

„Ich trat,“ erzählte er, „am 3. October meine Reise an. Ich glaubte Zeit zu haben und reiste gemächlich, um unterwegs etwas Russisch zu lernen — am 8. October betrat ich den Boden der Hauptstadt des ungeheuren Reußenlandes. Während der Fahrt hatte ich Tag und Nacht russische Botablen eingepaukt, so daß ich mich zu meinem eigenen Erlaunen in der schwersten Sprache nach etwa einer Woche wenigstens etwas verständlich machen konnte, wenn es natürlich auch mit der Aussprache und der Construction bedenklich haberte. Mein erster Besuch galt Herrn Kowelin, dem langjährigen Geschäftsfreund Hartwig's. Der Herr empfing mich äußerst zuvorkommend, er hatte auch den Zeitungen bereits von dem Proceß Kenntniß und gefand mir unumwunden, daß er sich seinerzeit über den raschen Entschluß des Commissionärth nicht genug habe wundern können. Die junge Dame, sagte er hinzu, fand im Club, wie ich mich später überzeugte, nicht im besten Andenken. Man wußte ihr gerade nichts Unrechtes

nochzuzagen, aber sie hatte doch keinen allzu guten Eindruck hinterlassen.

„Wie ist sie denn eigentlich in den Club gekommen? Und wie ist jener Baron Waroff hineingekam?“

„Kawelin wurde die Waise.“

„Wie das immer zu sein pflegt, wollte es hinterher Niemand gewesen sein. Jedenfalls muß der Herr gute Empfehlungen gehabt haben. Wer weiß, vielleicht ist es Michaela selbst gewesen, die, nachdem sie durch irgend einen Verehrer eingeführt war, den Baron mitgebracht hat.“

„Auf meine Frage, ob er mir bei meinen Recherchen behilflich sein wolle, schüttelte der Russe bedenklich den Kopf.“

„Wenn ich Ihnen sonst — soweit es Ihren privaten Aufenthalt in Petersburg anbetrifft — mit Rath und That an die Hand gehen kann...“

„Sehr verbunden, ich werde nicht verfehlen.“

„So etwa verlief und endete meine Unterredung mit dem jedenfalls mit sehr äußerlich vortheilhaftem Kaufmann, der mich trotzdem bereitwillig am anderen Tag auf dem Gang zur Mutter Michaela's begleitete.“

Mein Freund hatte mir die Adresse gegeben, die sie ihm als die ihrer Mutter mitgetheilt. In der That wohnte hier und zwar in recht ärmlichen Verhältnissen eine alte Frau Namens Roswinka, deren Jüge, so sehr auch Kummer und Sorgen darin gehaust, die Verwandtschaft mit Frau Hartwig nicht verleugneten. Ich dachte mir gleich, die Frau sehe für die Mutter einer so reichen und, wie ich gehört, splendiden Tochter nicht gut aus, und da sie mir den Eindruck einer anständigen Person hervorbrachte, ging ich ohne weiteres auf mein Ziel los und erklärte ihr durch den Mund meines Begleiters, ich sei ein Bekannter des Mannes ihrer Tochter und gekommen, mich einmal von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen.

„Meiner Tochter?“ fragte sie mit einem erlaunten und, wie mir vorkam, etwas mißtrauischem Blick.

„Ja wohl, Madam.“

„Von welcher meiner Töchter sprechen Sie? Ich habe deren zwei.“

„Von Michaela Hartwig in Berlin.“

Die Frau lachte bitter auf.

„Von Michaela? Erinnert sie sich wirklich einmal ihrer Mutter?“

Dieser Ausruf ihrer Mutter die Wahrheit ahnen. „Wie,“ rief ich, „hat sie Ihnen nicht zehrende Beweise ihrer Liebe gesandt? Sie ist doch in Berlin gut verheiratet, ist eine reiche Dame geworden.“

„Ich habe davon sprechen hören,“ sagte die Frau melancholisch.

„Und sie hat Ihnen nichts geschickt? Kein Geld — keine Anweisungen?“

Die alte Frau schüttelte wieder streifte mich ein mißtrauischer Blick. Sie schien zu denken, daß sie mir, dem Fremden gegenüber, die nöthige Vorsicht versäme.

„Kann sein,“ antwortete sie lakonisch, und eine andere Erinnerung brachte ich nicht mehr aus ihr heraus. Obgleich vielleicht doch in ihrem Innern noch ein Rest von Liebe für das verlorene Kind, und für die sie, demselben doch in ihr Geheimniß gezogen habe — dort konnte ich vielleicht Näheres über sie sowohl als jene Fremde erfahren.

Die Schenke befand sich am Quai des Kalaschnikowabassens; dieselbe fand ich ohne Mühe, das Lokal dagegen verortete Schwierigkeiten, denn es gab deren mehrere, die einander gleichen wie ein Ei dem andern. Die Nacht färbte alle Räume grau, der Schmutz macht alle Räume einander vermandt, und von Schmutz harteten diese Matrosenknien förmlich. Ich besuchte sie alle der Reihe nach und stellte in jeder die Frage nach Michaela Roswinka. Das mochte nicht sehr diplomatisch sein, aber welchen Weg sollte ich sonst einschlagen?

Möglich allerdings, daß die Besitzer inzwischen gewechselt hatten, möglich aber auch, die Schenke befand sich noch in derselben Hand. Möglich ferner, daß der Wirth nicht ganz in gutem Glauben war und meine Fragen abfichtlich falsch erledigen würde, möglich aber auch, daß er, ohne Arg, mir nach bestem Wissen Auskunft gab. In beiden Fällen dünkte ich mich Psycholog genug, aus seinem Mienenspiel das Richtige zu errathen.

So war ich wohl in der vierten Aneipe angelangt, als der erlaunten Blick der schmierigen Wirthin — der Mann schien nicht zu Hause zu sein — meine Aufmerksamkeit fesselte. Der Name Michaela Roswinka klang offenbar ihrem Ohr nicht fremd.

Ihre Erwiderung, nein, sie kenne keine Person dieses Namens, konnte diese sofort in mir gefestigte Ueberzeugung nicht mehr zerören.

Um sie noch mehr zum Sprechen zu bringen, stellte ich mich als einen Freund der Dame vor und ließ durchblicken, ich komme in ihrem eigenen und zwar einem ganz besonderen Auftrag.

Die Alte spannte zwar, schüttelte aber mit erheucheltem Gleichmuth den Kopf.

„Ich verstehe nicht.“

„Ich versuche mehrmals, ihr meine Worte verständlich zu machen. Roswinka hatte ich diesmal abfichtlich nicht mit mir genommen, weil ich fürchtete, die Gegenwart eines Zeugen möchte Mißtrauen erwecken. Ich hatt mir jedoch die Hilfe des Oberleiters und meines alle möglichen Gespräche vorsehenden „bedienten Russen“ die nothigen Redensarten so auf einstudirt und obendrein so sorgfältig aufgeschrieben, daß ich in dieser Hinsicht keinerlei Anstand zu haben dachte, und war auch an den vorigen Orten recht

That die Wittne eines ehemals wohlhabenden Kaufmanns, der dem Leben aus Anlaß seines Banterstills freiwillig Valet sagte, seine Familie im größten Elend zurücklassen. Michaela war die älteste, bei Eintritt der Katastrophe fast schon erwachsene Tochter, hatte eine vorzügliche Erziehung erhalten, zeigte aber schon früh Neigung zu Extravaganzen und Renommistereien. Nach des Vaters Tod trat sie in ein Geschäft als Verkäuferin ein, wurde indessen wegen ihres anmaßlichen Betragens bald entlassen. Zumeist kam ein förmlicher Größenwahn über sie, sie fabelte den Kunden und ihren Kolleginnen die seltsamsten Geschichten vor; so einmal, sie sei die natürliche Tochter eines Fürsten, und ein andermal, ihre Mutter besäße große Rittergüter in Südrussland — manche glaubten ihrem zwerflichen Worten. Wesen, mochte lachen sie aus, sie selbst schritt auf ihrem verborgenen Weg immer weiter fort. Ihre Liebhaber waren niemals einfache Männer ihres Standes, sondern stets wirkliche oder angelegliche Barone, Grafen oder gar Prinzen, ein förmliches Reg von Betrug und Romantik umgab zuletzt das schöne junge Mädchen, dessen irgeleite Phantasie sich für alles Außergewöhnliche und Sonderbare felsam empfänglich zeigte. Ihr Lebenswandel entfremdete sie zuletzt den ihrigen mehr und mehr, sie besuchte fast nie mehr die bürgerliche Wohnung ihrer Mutter; die Prinzessin, wie die Nachbarn sie spöttisch nannten, dünkte sich zu vornehm für die armeneligen Räume. Zuletzt verschwand sie auf ein paar Jahre ganz, wie die Sage ging, zog sie mit einem „Professor der Magie“ in der Welt herum und feierte als „sprechender Klopff“ und „mouche d'or“ (goldene Fliege) im Ausland zweifelhafte Triumphe. Sie hatte ebensowenig jemals in Zürich studirt als ihre Familie durch ihrer Hände Arbeit erhalten, ihr Bruder und ihre ganz andere geartete jüngere Schwester unterstützten die Mutter, als sie kaum das verdienstfähige Alter erreicht hatten.

Das war alles, was ich erfuhr — ich hielt es nicht für angemessen, dieses wenige hierher mitzutheilen, ich wollte erst noch mehr erfahren. Daher begnügte ich mich mit der kurzen Nachricht an meinen Freund, es sei mir bisher nicht gelungen, die Spur der geschickten Zeugin aufzufinden. Die Hoffnung dazu schien mir übrigens nur gering. Politische Hilfe durfte ich nicht nachsuchen — wo und wie sollte ich also in dem ungeheuren Lande eine einzelne Person ermitteln?

In athemloser Erwartung harreten wir alle der Fortsetzung des mit dramatischer Lebhaftigkeit vorgetragenen Berichts. Doctor Rainz fuhr nach kurzer Pause fort:

„Einen Weg gab es doch. Mein Freund hatte mir die Lage der Hafenschente genau beschrieben, in welcher er bereits mit Michaela zusammengetroffen war. Von dort aus hatten beide ihre Flucht bewerkstelligt — das Benehmen der Dame ließ vermuthen, daß sie mit dem Lokal oder den Wirthsleuten näher bekannt sei oder die letzteren doch in ihr Geheimniß gezogen habe — dort konnte ich vielleicht Näheres über sie sowohl als jene Fremde erfahren.“

Die Schenke befand sich am Quai des Kalaschnikowabassens; dieselbe fand ich ohne Mühe, das Lokal dagegen verortete Schwierigkeiten, denn es gab deren mehrere, die einander gleichen wie ein Ei dem andern. Die Nacht färbte alle Räume grau, der Schmutz macht alle Räume einander vermandt, und von Schmutz harteten diese Matrosenknien förmlich. Ich besuchte sie alle der Reihe nach und stellte in jeder die Frage nach Michaela Roswinka. Das mochte nicht sehr diplomatisch sein, aber welchen Weg sollte ich sonst einschlagen?

Möglich allerdings, daß die Besitzer inzwischen gewechselt hatten, möglich aber auch, die Schenke befand sich noch in derselben Hand. Möglich ferner, daß der Wirth nicht ganz in gutem Glauben war und meine Fragen abfichtlich falsch erledigen würde, möglich aber auch, daß er, ohne Arg, mir nach bestem Wissen Auskunft gab. In beiden Fällen dünkte ich mich Psycholog genug, aus seinem Mienenspiel das Richtige zu errathen.

So war ich wohl in der vierten Aneipe angelangt, als der erlaunten Blick der schmierigen Wirthin — der Mann schien nicht zu Hause zu sein — meine Aufmerksamkeit fesselte. Der Name Michaela Roswinka klang offenbar ihrem Ohr nicht fremd.

Ihre Erwiderung, nein, sie kenne keine Person dieses Namens, konnte diese sofort in mir gefestigte Ueberzeugung nicht mehr zerören.

Um sie noch mehr zum Sprechen zu bringen, stellte ich mich als einen Freund der Dame vor und ließ durchblicken, ich komme in ihrem eigenen und zwar einem ganz besonderen Auftrag.

Die Alte spannte zwar, schüttelte aber mit erheucheltem Gleichmuth den Kopf.

„Ich verstehe nicht.“

„Ich versuche mehrmals, ihr meine Worte verständlich zu machen. Roswinka hatte ich diesmal abfichtlich nicht mit mir genommen, weil ich fürchtete, die Gegenwart eines Zeugen möchte Mißtrauen erwecken. Ich hatt mir jedoch die Hilfe des Oberleiters und meines alle möglichen Gespräche vorsehenden „bedienten Russen“ die nothigen Redensarten so auf einstudirt und obendrein so sorgfältig aufgeschrieben, daß ich in dieser Hinsicht keinerlei Anstand zu haben dachte, und war auch an den vorigen Orten recht

hübsch fortgekommen, obwohl die in Betracht kommenden Personen zum Theil Dialekt sprachen. Nachdem ich fogar den „bedienten Russen“ requirirt und ihr die Ausdrücke, die ich meinte, mit dem Finger bezeichnend hatte, konnte sie doch nicht mehr die Ausrede des Nichtverstehens aufrecht erhalten, sie erklärte indessen, keine Michaela Roswinka zu kennen.

„Die Dame hat mir aber doch Ihr Lokal genau bezeichnet, wissen Sie nicht mehr, dieselbe, die vor etwa elf Monaten mit einem Fremden im Hinterzimmer eine Zusammenkunft hatte? Bitte reisten dann gemeinschaftlich ab.“

„Thut mir leid, bei uns verkehren so viele Personen, daß ich mir die einzelnen Gesichter oder Namen — wenn ich dieselben überhaupt gekannt — beim besten Willen nicht alle merken kann.“

Darauf verließ sie kurz abgetrocknet das Zimmer.

Wieder befand ich mich am Ende meiner Weisheit! Ich hätte geschworen auf die Richtigkeit meiner Vermuthung — was half mir alles? Schon überlegte ich mir, ob ich mich nicht doch noch zur Requisition der Polizei entschließen sollte, als plötzlich die Alte wieder in die Stube trat, sich mir unter dem Vorwand, mein geleertes Glas wieder füllen zu wollen, näherte und mir die inhaltschweren Worte zurannte:

„Kommen Sie heute Abend wieder, Fremder, wenn mein Mann zu sprechen ist.“

Ich hatte erst nur „heute Abend“ und „mein Mann“ verstanden, bis sie mir die Worte mit erläuternden Gesten wiederholte.

„Kann er die Dame?“ fragte ich ebenso leise zurück.

Sie blickte seitwärts auf die übrigen Gäste und erwiderte ausweichend: „Vielleicht.“ Nach einer Weile setzte sie lauernd hinzu: „Wenn es Ihnen auf ein paar Rubel nicht ankommt, giebt er Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen.“

Ich nickte, trank aus und zahlte meine Zech.

„Wann ist er zu Hause?“

„Kommen Sie um acht, nicht früher.“

Einigermaßen getrübt entfernte ich mich. Endlich eine Aussicht auf Erfolg! Pünktlich um die bezeichnende Stunde stand ich vor dem düsteren Gebäude, wo mich die Wirthin bereits an der Thür erwartete. Sie ließ mich ein Augenblick verziehen und hielt ohne Zögern ihren Mann, einen aufgebunnenen, blassen, grämlich aussehenden Greis, der sich mir mit zutraulichem Blick zuwendete.

„Wir sind hier nicht ungestört genug, die Stube ist voll,“ flüsterte er mir mit bezeichnender Handbewegung zu. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir hinaus in unser Wohnzimmer.“

Ich nickte und folgte ihm ohne Zögern eine vom Hausflur abgehende schmale Treppe hinauf; der Wirth trug eine Lampe vor mir her, um den Weg zu erleuchten. Sie werden möglicherweise denken, meine Herren, daß es unvorsichtig von mir war, dem fremden Menschen so viel Vertrauen zu schenken, später habe ich mir dasselbe gesagt, in jenem Augenblick aber rief alles einen natürlichen und wenig erschreckenden Eindruck hervor, daß ich gar nicht an eine Gefahr dachte. Mir's denn so etwas Großes, mit dem Inhaber einer vollbesetzten Schenke eine Treppe hinaufzusteigen? Und Geld und Selbsterwerb trug ich nicht bei mir, als ich meinem Führer ohne dieses zugebeug.

Der Mann stieg übrigens so ruhig und sicher vor mir auf, ich konnte gar kein Arg haben. Trotzdem hielt ich als verständiger Mann sorgfältige Umschau, vor mir lag ein schmaler Korridor, von dem zwei oder drei Thüren ausmündeten, und welchen die Lampe meines Begleiters bis an sein Ende völlig erleuchtete. Auf der den Thüren entgegengesetzten Seite stand etwa in der Mitte des Ganges ein großer Schrant. Immer ging der Wirth voran, ich folgte ihm. Eben war ich im Begriffe, an dem Schrant vorüberzugehen, als mich plötzlich schwarze Finsterniß umgab — der Schrant hatte das Licht ausgeblasen. Im gleichen Moment, und ehe ich mir die Situation auch nur klar zu machen vermochte, traf mich ein wuchtiger Schlag auf den Kopf — besinnungslos brach ich zusammen!

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem finsternen, niedrigen Räume. Ich war an Händen und Füßen mit Striden gebunden, mein Kopf schmerzte von dem erhaltenen Schläge, meine Glieder waren wie gelähmt. Noch halb betäubt harrete ich um mich. Was hatte man mit mir vor? Wollte man mich berauben oder ein Lösegeld von mir erpressen? Oder gedachte man, mich gar völlig verschwinden zu lassen? Bligartig ging mir die Erkenntniß der Wahrheit auf. Das Attentat geschah im Auftrag jenes Gembalstky, wenn er nicht gar selbst den Streich geführt. Der Schrant hatte von meiner Reise Kenntniß erhalten und war mir nachgefolgt, um mich unbedenklich zu machen. In diesem Falle — ich verhehle es mir nicht — würde ich das Licht der Freiheit wohl kaum wieder erblicken!

Da lag ich nun, ein Gefangener in der Hand gewissenloser Schurken, fern der Heimath und fern aller menschlichen Hilfe. Niemand wußte, wohin ich gegangen, die Glenden konnten mich umbringen, ohne sich der Gefahr der Entdeckung aussetzen. Selbstmord war bekümmerte mich nicht so sehr der Gedanke, sterben zu müssen, als derjenige, daß ich alter Fuchs in eine so

flumpe Falle gegangen war. Außerdem schmerzte es mich, meine Mithien nicht zu Gese zu können. Vergesslich wurde ich, als es mich amorgender zu errathen, wo ich mich eigentlich befinde. Der mit starken Kesseln ausgelegte Boden und die grauen schweißigen Wände deuteten eine Art Keller an, eine Verandung, die sich hinter als richtig herausstellte.

Stundenlang lag ich, ohne daß jemand nach mir fragte. Wollte man mich verkommen lassen? Hat wären es so. Schon öffnete ich den Mund, um nach Hilfe zu schreien, doch überlegte ich mir rechtzeitig, die Spitzbuben würden mich, wenn sich davon irgend ein Effect für mich erwarten ließ, gefesselt haben, und kämpe ich. Das Zielrecht in dem Raum unterlag offenbar dem Einfluß der Sonne nicht genug, um mit ihrem Höflichkeitserintervenieren, Helle Platz zu machen; dagegen mußte es sich jedenfalls mit ihrem Verschwinden von der Dunkelheit ablösen lassen. Ich konnte die Zeit daher nur nach Gutdünken abschätzen, und mußte es meiner Schöpfung nach etwa um die Mittagsstunde sein, als ich plötzlich den Schlüssel in dem Schloße der Thür raseln und an der Klinke arbeiten hörte. Ich hatte trotz der herrschenden Stille keine Schritte vernommen, der Ankömmling hatte also bereits an der Thür gestanden und mich wahrscheinlich beobachtet.

Ich bemühte mich, den Eintretenden zu sehen — eine hohe, dunkle Gestalt tauchte in meinem Gesichtskreis auf — ich erkannte den Mann sofort: es war Doctor Gembalstky.

Sein erster Blick verknüpfte mir den Tadeln. Entschlossenheit, Hoff, wolle Freude, Heim, all diese Eigenschaften und Empfindungen sprachen sich gleich aus seinen Augen. Außerlich sprach er sich in seinen Worten, in dem lauernden Hinsu: „Wenn es Ihnen auf ein paar Rubel nicht ankommt, giebt er Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen.“

Ich nickte, trank aus und zahlte meine Zech.

„Wann ist er zu Hause?“

„Kommen Sie um acht, nicht früher.“

Einigermaßen getrübt entfernte ich mich. Endlich eine Aussicht auf Erfolg! Pünktlich um die bezeichnende Stunde stand ich vor dem düsteren Gebäude, wo mich die Wirthin bereits an der Thür erwartete. Sie ließ mich ein Augenblick verziehen und hielt ohne Zögern ihren Mann, einen aufgebunnenen, blassen, grämlich aussehenden Greis, der sich mir mit zutraulichem Blick zuwendete.

„Wir sind hier nicht ungestört genug, die Stube ist voll,“ flüsterte er mir mit bezeichnender Handbewegung zu. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir hinaus in unser Wohnzimmer.“

Ich nickte und folgte ihm ohne Zögern eine vom Hausflur abgehende schmale Treppe hinauf; der Wirth trug eine Lampe vor mir her, um den Weg zu erleuchten. Sie werden möglicherweise denken, meine Herren, daß es unvorsichtig von mir war, dem fremden Menschen so viel Vertrauen zu schenken, später habe ich mir dasselbe gesagt, in jenem Augenblick aber rief alles einen natürlichen und wenig erschreckenden Eindruck hervor, daß ich gar nicht an eine Gefahr dachte. Mir's denn so etwas Großes, mit dem Inhaber einer vollbesetzten Schenke eine Treppe hinaufzusteigen? Und Geld und Selbsterwerb trug ich nicht bei mir, als ich meinem Führer ohne dieses zugebeug.

Der Mann stieg übrigens so ruhig und sicher vor mir auf, ich konnte gar kein Arg haben. Trotzdem hielt ich als verständiger Mann sorgfältige Umschau, vor mir lag ein schmaler Korridor, von dem zwei oder drei Thüren ausmündeten, und welchen die Lampe meines Begleiters bis an sein Ende völlig erleuchtete. Auf der den Thüren entgegengesetzten Seite stand etwa in der Mitte des Ganges ein großer Schrant. Immer ging der Wirth voran, ich folgte ihm. Eben war ich im Begriffe, an dem Schrant vorüberzugehen, als mich plötzlich schwarze Finsterniß umgab — der Schrant hatte das Licht ausgeblasen. Im gleichen Moment, und ehe ich mir die Situation auch nur klar zu machen vermochte, traf mich ein wuchtiger Schlag auf den Kopf — besinnungslos brach ich zusammen!

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem finsternen, niedrigen Räume. Ich war an Händen und Füßen mit Striden gebunden, mein Kopf schmerzte von dem erhaltenen Schläge, meine Glieder waren wie gelähmt. Noch halb betäubt harrete ich um mich. Was hatte man mit mir vor? Wollte man mich berauben oder ein Lösegeld von mir erpressen? Oder gedachte man, mich gar völlig verschwinden zu lassen? Bligartig ging mir die Erkenntniß der Wahrheit auf. Das Attentat geschah im Auftrag jenes Gembalstky, wenn er nicht gar selbst den Streich geführt. Der Schrant hatte von meiner Reise Kenntniß erhalten und war mir nachgefolgt, um mich unbedenklich zu machen. In diesem Falle — ich verhehle es mir nicht — würde ich das Licht der Freiheit wohl kaum wieder erblicken!

Da lag ich nun, ein Gefangener in der Hand gewissenloser Schurken, fern der Heimath und fern aller menschlichen Hilfe. Niemand wußte, wohin ich gegangen, die Glenden konnten mich umbringen, ohne sich der Gefahr der Entdeckung aussetzen. Selbstmord war bekümmerte mich nicht so sehr der Gedanke, sterben zu müssen, als derjenige, daß ich alter Fuchs in eine so

flumpe Falle gegangen war. Außerdem schmerzte es mich, meine Mithien nicht zu Gese zu können. Vergesslich wurde ich, als es mich amorgender zu errathen, wo ich mich eigentlich befinde. Der mit starken Kesseln ausgelegte Boden und die grauen schweißigen Wände deuteten eine Art Keller an, eine Verandung, die sich hinter als richtig herausstellte.

Stundenlang lag ich, ohne daß jemand nach mir fragte. Wollte man mich verkommen lassen? Hat wären es so. Schon öffnete ich den Mund, um nach Hilfe zu schreien, doch überlegte ich mir rechtzeitig, die Spitzbuben würden mich, wenn sich davon irgend ein Effect für mich erwarten ließ, gefesselt haben, und kämpe ich. Das Zielrecht in dem Raum unterlag offenbar dem Einfluß der Sonne nicht genug, um mit ihrem Höflichkeitserintervenieren, Helle Platz zu machen; dagegen mußte es sich jedenfalls mit ihrem Verschwinden von der Dunkelheit ablösen lassen. Ich konnte die Zeit daher nur nach Gutdünken abschätzen, und mußte es meiner Schöpfung nach etwa um die Mittagsstunde sein, als ich plötzlich den Schlüssel in dem Schloße der Thür raseln und an der Klinke arbeiten hörte. Ich hatte trotz der herrschenden Stille keine Schritte vernommen, der Ankömmling hatte also bereits an der Thür gestanden und mich wahrscheinlich beobachtet.

Ich bemühte mich, den Eintretenden zu sehen — eine hohe, dunkle Gestalt tauchte in meinem Gesichtskreis auf — ich erkannte den Mann sofort: es war Doctor Gembalstky.

Sein erster Blick verknüpfte mir den Tadeln. Entschlossenheit, Hoff, wolle Freude, Heim, all diese Eigenschaften und Empfindungen sprachen sich gleich aus seinen Augen. Außerlich sprach er sich in seinen Worten, in dem lauernden Hinsu: „Wenn es Ihnen auf ein paar Rubel nicht ankommt, giebt er Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen.“

Ich nickte, trank aus und zahlte meine Zech.

„Wann ist er zu Hause?“

„Kommen Sie um acht, nicht früher.“

Einigermaßen getrübt entfernte ich mich. Endlich eine Aussicht auf Erfolg! Pünktlich um die bezeichnende Stunde stand ich vor dem düsteren Gebäude, wo mich die Wirthin bereits an der Thür erwartete. Sie ließ mich ein Augenblick verziehen und hielt ohne Zögern ihren Mann, einen aufgebunnenen, blassen, grämlich aussehenden Greis, der sich mir mit zutraulichem Blick zuwendete.

„Wir sind hier nicht ungestört genug, die Stube ist voll,“ flüsterte er mir mit bezeichnender Handbewegung zu. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir hinaus in unser Wohnzimmer.“

Ich nickte und folgte ihm ohne Zögern eine vom Hausflur abgehende schmale Treppe hinauf; der Wirth trug eine Lampe vor mir her, um den Weg zu erleuchten. Sie werden möglicherweise denken, meine Herren, daß es unvorsichtig von mir war, dem fremden Menschen so viel Vertrauen zu schenken, später habe ich mir dasselbe gesagt, in jenem Augenblick aber rief alles einen natürlichen und wenig erschreckenden Eindruck hervor, daß ich gar nicht an eine Gefahr dachte. Mir's denn so etwas Großes, mit dem Inhaber einer vollbesetzten Schenke eine Treppe hinaufzusteigen? Und Geld und Selbsterwerb trug ich nicht bei mir, als ich meinem Führer ohne dieses zugebeug.

Der Mann stieg übrigens so ruhig und sicher vor mir auf, ich konnte gar kein Arg haben. Trotzdem hielt ich als verständiger Mann sorgfältige Umschau, vor mir lag ein schmaler Korridor, von dem zwei oder drei Thüren ausmündeten, und welchen die Lampe meines Begleiters bis an sein Ende völlig erleuchtete. Auf der den Thüren entgegengesetzten Seite stand etwa in der Mitte des Ganges ein großer Schrant. Immer ging der Wirth voran, ich folgte ihm. Eben war ich im Begriffe, an dem Schrant vorüberzugehen, als mich plötzlich schwarze Finsterniß umgab — der Schrant hatte das Licht ausgeblasen. Im gleichen Moment, und ehe ich mir die Situation auch nur klar zu machen vermochte, traf mich ein wuchtiger Schlag auf den Kopf — besinnungslos brach ich zusammen!

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem finsternen, niedrigen Räume. Ich war an Händen und Füßen mit Striden gebunden, mein Kopf schmerzte von dem erhaltenen Schläge, meine Glieder waren wie gelähmt. Noch halb betäubt harrete ich um mich. Was hatte man mit mir vor? Wollte man mich berauben oder ein Lösegeld von mir erpressen? Oder gedachte man, mich gar völlig verschwinden zu lassen? Bligartig ging mir die Erkenntniß der Wahrheit auf. Das Attentat geschah im Auftrag jenes Gembalstky, wenn er nicht gar selbst den Streich geführt. Der Schrant hatte von meiner Reise Kenntniß erhalten und war mir nachgefolgt, um mich unbedenklich zu machen. In diesem Falle — ich verhehle es mir nicht — würde ich das Licht der Freiheit wohl kaum wieder erblicken!